



Eigen.

— In meinem Traum bin ich noch reich
und rein! — —
— Was seht Ihr denn? — Die Frage,
die Grimasse! — —
Den falschen Gruß und meine Tracht der Gasse
In Red' und Art, im Denken, Tun und
Sein! — —

Ich ziehe brav an einem wackern Pfluge
Und Sorge, daß die Furche möglichst grad
— Und daß mein vorchriftsmäßiger Lebenspfad
Frei bleib' von offenkundigem Betrüge.

Ich bin mit Euch und grüß' mit Eurer Lust
Und wünsche jedem Wiedermann das Beste;
Viel Wert leg' ich darauf, mit weißer Weste
Vor Euch zu stehn, auf stolz gewölbter Brust!

Ich tu' wie Ihr, daß Ihr mich ja nicht tadelt!
Mein höchstes Ziel: daß Ihr zufrieden seid
Mit meinem Leben, meinem Wort und Kleid!
Durch Euer Lob gar fühl' ich mich geädelt!!

Und wenn Ihr nicht und sagt: „So ist es recht!“
— Wie bin ich glücklich dann und
hochzufrieden! — —

Wenn ich in nichts von Euch mich unterschieden,
Nennt Ihr mich treu und wahr, famos und echt;

— So soll es sein! — Wonach ich
sonst noch trachte,
Ist mein von je und soll's für immer sein. — —

— In meinem Traum bin ich noch reich
und rein! — —

— Was geht's Euch an, wie tief ich
Euch verachte?!
Friedrich Wolf

Die Blaue Grotte

Von Max Dingler

Jeder, der mit dem Kopf arbeitet, kennt das Stadium, in dem man nimmer kann, in dem man aussehen muß, um wieder neues geistiges Arbeitsfutter ankrystallisieren zu lassen. Zumeist tritt dieses Stadium an der Grenze von Winter und Frühling ein. Und wenn's darüber halt gar nicht richtig Frühling werden will, wird man mißmutig und schließlich krank.

Ich war in jenen Zustand eingetreten, in dem man mißmutig und schließlich krank wird, und beschloß irgendwo hinzufahren, wo man sich in die echte, aufrichtige, unzweideutige Sonne legen kann.

Bozen — o je! Genau so kalt und naß wie bei uns. Torbole — auch nicht besser. Je langsamer aber andere lebendige Dinge in solchem Wetter reifen, desto schneller reifte in mir der Entschluß: Süditalien! Und wenns da regnet: Sizilien! Und wenns da auch noch regnet: Ägypten! Und wenns da — na, alles, was recht ist!

Am Ostersonntag mittag fuhr ich von Torbole weg, am Montag in der Früh war ich in Rom. Auf der nächtlichen Fahrt baute ich mir den Schwur aus: Italien hat diesmal überhaupt



Else Mehrle

keine Museen, keine Bilder, keine Kunst, Italien ist überhaupt nur ein Land mit Sonne. Sonne einschließlich ihrer unmittelbaren Derivate, als: der gute Wein, die schönen Frauen, die reifen Orangen, die blühenden Lauri.

In Rom hatte ich sie schon, die wunderbare, kräftige Sonne, einschließlich ihrer unmittelbaren Derivate. Aber zugleich hatte ich mich hier der Gefahr ausgesetzt, meinen kulturgehässigen Schwur ziemlich bald zu brechen. Also weiter! Italien heißt weder Benozzo Gozzoli noch Michel Agniolo, weder Leo noch Augustus.

Capri war das, was ich wollte. Drei Wochen lag ich hier unter blühenden Eukalypten und Limonen, auf ausgefahwemten Felsen, die mir zum Daunepolster wurden, weil sie sich für das Schuhwerk der deutschen Malerinnen und malenden Amerikanerinnen als viel zu rauh und kantig erwiesen.

Da sah ich von der Tragara zu den Faraglioni, den beiden gewaltigen Steinen, die auf dem stillen, blauen Meere stehen wie auf einer ungeheuren Schüssel von Lapis Lazuli. Oder ich legte mich zwischen die lilien schlanken Asphodelen am Arco naturale, blinzelte in die Sonne und fragte: „Nun, wer von uns beiden hat recht behalten?“ Oder ich saß zwischen den Agaven, von wo man die steilen Abstriche des Solaro und die südliche Marina bis an den Seehorizont mit einem einzigen Blick umarmen kann. Unterdessen bereitete die Costantina in ihrer „Käsekneipe“ einen trefflichen Scorfalo, oder Artischoken, oder sonst was Gutes, mit dem sich kein Hotelfrau messen kann.

So fließen in dieser konzentrierten Natur die Tage dahin, man kann's nicht fassen, wie. Ich glaube dem Maler, der mit mir bei der Costantina aß, gern, was er mir erzählte. Der war seinerzeit für zwei Tage nach Capri gekommen, und ist nun schon zweiundzwanzig Jahre lang da. Capri ist eine Sirene. Man muß besondere Mittel anwenden, ihren Lockungen zu entgehen, oder — einmal gefangen — sich wieder aus ihren Armen zu reißen.

Das habe ich auch getan. In aller Früh, dieweil die Sirene Capri noch schlief und ihre

Reize nicht im Sonnenlicht spielen lassen konnte, stieg ich unter Bliz und Donner auf den Dampfer und fuhr davon. Mutig war das nicht. Aber es war die einzige Rettung. Sonst wären mir vielleicht auch 22 Capri-Jährchen gar schnell vergangen.

Und drüben am Festland, zwischen Sorrent und Massa, legte ich mich vor der Heimfahrt noch einmal unter einen blühenden und fruchttragenden Pomeranzenbaum und schielte nach der Insel Sirene hinüber, der ich so obhässlich klugfeig entgangen war. Und spielte mit den Gedanken an ihre Reize.

Als dieses Spiel in Philosophie ausarten wollte und ich auf die Betrachtung verfiel, wie verschieden doch die Menschen es anpacken, mit solch einem sonnigen Stück Insel in Beziehung zu treten, da kam mir die — Blaue Grotte in den Sinn, die wahrscheinlich von allen Dingen auf Capri im Bädeler die meisten Sterne hat. Und ich habe sie nicht gesehen! Obwohl jeden Morgen der Dampfer die Fremden-Massen dorthin schaffte und Duzende von Barken zu dem gleichen Zweck bereit lagen. Obwohl — kurz: obwohl man sie gesehen haben muß.

Ich freute mich, meinen Schwur so stramm gehalten zu haben, daß ich selbst die „Blaue Grotte“, die im weiteren Sinn auch in die Kategorie „Museen“ gehört, gemieden hatte. Nein, offengestanden, ich habe über all den stillen Schönheiten von Capri regelrecht auf sie vergessen!

Mag sein, daß ich zweiundzwanzig Jahre lang auf sie vergessen hätte. Was sind auch zweiundzwanzig Jahre für die stillen Schönheiten von Capri? Die 150 Jahre, will sagen 20 Tage, die ich auf der Insel verlebte, waren wie eine Sekunde. —

Von Sorrent fuhr ich schnell, in drei Tagen, wieder nach Hause. Raum war die bayrische Grenze passiert, traf ich in der Eisenbahn den ersten Bekannten.

„Was, in Capri war'n S'? Da war ich auch schon.“

„So?“

„Ja, gell, 's Fasbier am Mittwoch und Samstag abend im Hiddigeigel!“

Davon wußte ich gar nichts. Doch unterdrückte ich meine Verlegenheit und entschuldigte mich damit, daß ich in Italien nur Wein zu trinken pflege. Und dachte mir: Er wird mich doch hoffentlich noch irgend was andres fragen.

Richtig. Nach einiger Zeit fängt er wieder an: „So, so, in Capri warn S'? No, da warn S' natürlich auch in der Blauen Grotte?“

Ich mußte auch das verneinen und erweckte bei meinem Landsmann den Eindruck, als ob ich ein abgefeimter Schwindler und überhaupt gar nicht in Capri gewesen wäre. Das war keine angenehme Situation. Ich atmete auf, als ich in meiner Heimat ankam und den Zug und den Landsmann verlassen konnte.

Alles will von Capri hören, und ich erzähle auch sehr gern davon. Aber leider mache ich die Beobachtung, daß für viele „Capri“ überhaupt keine Insel, sondern eine blaue Grotte ist. Und ich Armer bin berufen, diese Illusion zu zerstören!

Ich erzähle von den Felsen, dem wunderbar stillen, edlen Meer, den blühenden Blumen, den Orangen, die ich vom Baum gegessen, von den hübschen Capreseerinnen, wie reizend sie sich kleiden und benehmen, und schauen und sprechen, von der Costantina, die langsam aber trefflich kocht,



(Besitzer: Hugo Schmeil, Dresden)

Frühling

K. Sterrer (Wien)

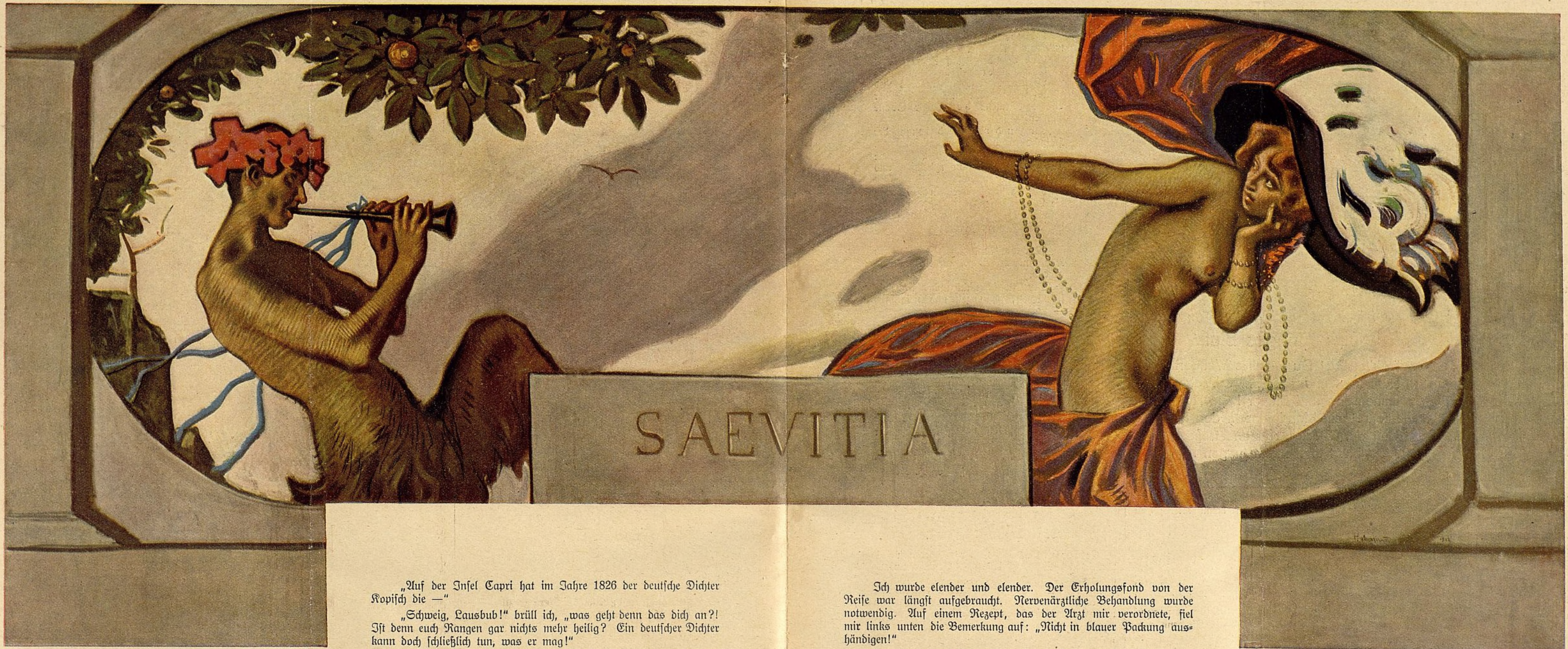
Still und gelassen . . .

Die Welt in Sonntagsruhe fließt,
Der tiefe Himmel sein Segnen gießt
Still und gelassen.
Der Bach weiß seine ewige Bahn.
Ein Kinderlachen läutet heran
Aus sonnigen Gassen.

Der sichern Wolken leuchtenden Blick,
Der uralten Bäume weißes Genick,
Wer mag sie fassen?
So, meine Seele, reife auch du
Heran zu entsagender Schicksalsruh,
Still und gelassen.

A. Attenhofer

Ayuntamiento de Madrid



vom Capriwein — aber das ist alles uninteressant, auch bin ich nicht kompetent, weil ich nicht in der Blauen Grotte war.

Kinder, ich war aber doch in einer Grotte. Sie ist zwar nicht so groß wie die blaue, auch nicht so blau, deshalb heißt sie die „Grüne Grotte“, sie ist an der Südküste der Insel von dem ruhelosen Meer allmählich in die Felsmauer hineingefressen worden; auch liegt sie abseits vom Fremdentriebel, und wenn das Wasser gegen die Wände schlägt, so donnert es, daß die Canzonen des jungen Fischers in dem Getöse untergehen. —

Hilft nichts. Ich finde kein Gehör. Allmählich fange ich selber an zu zweifeln, ob ich denn überhaupt etwas von Capri gesehen und genossen habe.

Um diese blöden Zweifel zu verjagen und meinen schönen Glauben wiederzugewinnen, beschließe ich erwachsenen Leuten gar nichts mehr von meiner Reise zu sagen, sondern mich an die Kinder zu halten. Denen kann man doch noch unbefangen und wiedererlebend in die märchensüchtigen Augen hineinerzählen.

„Also,“ fang ich an, „ich bin gewesen auf einer Insel im Meer, und die heißt Capri. Von der habt ihr wohl noch nie gehört?“

„Doch!“ schreit so ein kleiner Racker und fängt an schulmäßig herunterzuleiern:

„Auf der Insel Capri hat im Jahre 1826 der deutsche Dichter Kopisch die —“

„Schweig, Lausbub!“ brüll ich, „was geht denn das dich an? Ist denn euch Rangen gar nichts mehr heilig? Ein deutscher Dichter kann doch schließlich tun, was er mag!“

So ging's weiter. Alle Augenblicke hatte ich einen neuen Streit. Bei Tage fragte mich jedes mit Sprache begabte Wesen nach der Blauen Grotte; bei Nacht, in fürchterlichen Träumen, drohte mir das ganze himmelblaue Glump über dem Kopf zusammenzubrechen und mich vermöge seiner Schwere in dem ekelhaft blauen Wasser zu eräufen.

Ich schloß mich immer mehr von der Welt ab. Zugeherin, Briefträger, Kohlenmann — dieses unangenehme Sonnenfurrogat brauchte ich richtig auch wieder! — und Zeitungsfrau waren die einzigen Menschen, die ich zu sehen kriegte. Bald hatten sie alle nacheinander heraus, daß ich einen Monat auf Reisen war, weit, weit weg, da wo der Papst wohnt und noch weiter. Denn ich plauderte doch auch wieder ganz gern mit diesen schlichten, von der Kultur noch nicht verpesteten Menschen. Aber kaum entschlüpft mir das Wort „Capri“, verfeßt mir auch schon der Kohlenmann den Schlag: „So, so, in der Blauen Grotte?“

Und die Zeitungsfrau, die Kardinalratschen, sagt am andern Tag: „Sag'n S' amal, Herr Dokta, is denn dös Capri wirkli so blau?“

Allmählich zitterte ich vor dem Wort „blau“. Mein Arbeitszimmer mußte ich meiden, da ich es voriges Jahr mühsam und eigenhändig mit blauem Rupsen bespannt hatte. Und sollte doch arbeiten, denn blaumachen war ja noch schlimmer für mich. Einen Eis-Verkäufer, der vor meinem Fenster das Pied piff: „O du himmelblauer See“, beschüttete ich mit Wasser. Das bayrische Eisenbahnkursbuch ließ ich in rotes Leder binden wie die zarteste Lyrik.

Ich wurde elender und elender. Der Erholungsfond von der Reise war längst aufgebraucht. Nervenärztliche Behandlung wurde notwendig. Auf einem Rezept, das der Arzt mir verordnete, fiel mir links unten die Bemerkung auf: „Nicht in blauer Packung aus-händigen!“

Der raffinierte Psychopath hatte sich nicht etwa geheimer Schiffern bedient, denn er war von der Unleferlichkeit seiner Handschrift überzeugt. Ich entzifferte die geschmacklose Bemerkung aber doch und war aufs neue erbost, weil ich mich nicht gern frozzeln lasse.

Heute trug ich das Rezept in die Apotheke.

„Ah,“ begrüßt mich der Apotheker, „auch wieder da, Herr Doktor? Hab's schon gehört, daß Sie auf Capri waren. Sagen Sie mal, wie ist das eigentlich? Da nimmt das Sonnenlicht, das in die Grotte eintritt, wenn ich recht unterrichtet bin, erst den Weg durch das Wasser und wirft —“

Es trat mir der Schaum vor die Lippen. Ich drückte durch Zischlaute und heftige Armbewegungen meine völlige Uninteressiertheit an diesem physikalischen Problem aus und rannte davon.

Jetzt reicht's.

Morgen früh 8 Uhr 20 geht ein Nord-Süd-Expresszug ab, mit dem ich übermorgen vormittag 10 Uhr 40 in Neapel bin. Von da habe ich Dampferanschluß nach Capri. Die Sirene soll mir diesmal nicht gefährlich werden. Ich werde die Insel gar nicht betreten, sondern vom Dampfer weg mit einer Barke direkt in die — na ja! In längstens fünf Tagen bin ich wieder hier. Dann soll ein herrliches Leben beginnen! Und erzählen will ich euch, stundenlang, so viel ihr wollt.

Auch von der größten Sehenswürdigkeit Capris, von der wir schon auf der Schulbank lernten, daß der deutsche Dichter Kopisch sie im Jahre 1826 entdeckt, oder genauer: wiederentdeckt hat.

Freiluft-Skizzen

Von Svend Fleuron (Kopenhagen)

1. Fruchtbarkeit

Hoch ging die See zur Herbstzeit.

Der Sturm peitschte das Wasser zusammen in Fjorden und Wieken; es stieg und stieg, bis zu drei Fuß über den täglichen Stand. Im Winter spülte dann das Hochwasser hinauf über Strandparzellen und Gemeinwiesen — bis der Deich das Tosen mähigte, die Wogen vom Ackerland fernhielt, daß die fruchtbare Erdschicht nicht verflämnt, der Roggen nicht durch Salz vergiftet würde.

Unantastbar im Spiel, was auf dieser Seite des Striches liegt! Über die Strandkresse draußen, der Wermut und das Maßliebchen mußten sich selber helfen . . . die Wellen schlugen und saugten an sich, verwickelten alles in Seegras und Tang und führten die Stachelnswärme zu neuen Revieren, über unbekanntes Land.

Die behenden Fischchen warfen die Schwänze, spielten mit den Flossen zwischen treibenden Wärmern, Insekteneiern und Carven.

Jetzt im Frühling geht die See zurück!

Schmäler und schmaler werden die Rillen, tiefer und tiefer steht das Wasser der kleinen Seen — bald sind nur noch Pfützen übrig.

Und aus der Pflüge wird eine winzige Lache, und aus der Lache werden einige berstende Tropfen, die einen feuchten kleinen Fleck hinterlassen — wo Dugende von zierlichen Stacheln liegen, in einem letzten Schlage, einer letzten Windung erstarrt, mit eingesunkenen Augen und weit geöffnetem Maul.

Aber aus der gedüngten Erde freiben eines Morgens neues Mählied, neuer Wermut hervor, und die Strandkresse schlägt Wurzel . . .

2. Der Tod des Hirsches

Auf dem Frühgang durchs Revier trifft man auf so vieles:

Dort im Hochwald ist ein flaches kleines Loch — Laub deckt den Boden, darüber steht Wasser.

Rings ragen alte knorrige Eichen, die sich oben um die Lichtung zusammenhängen.

Eine Nessel-Familie wohnt in der einen Ecke. Der Winter hat dafür gesorgt, daß da aufgeräumt wurde; nun sind die Stengel geknickt und liegen wirr durcheinander.

Bloß noch eine einzige, verküppelte Nessel ist da, die nichts davon weiß, wie sie hierherkam — und sonst sieht man nur Hügelchen an Hügelchen von dem olivengrünen Niedgras, Büschel an Büschel von struppiger Acker-schmiere, sowie die Spitzen von Perlgras und andern Waldgräsern.

Aber dem Ganzen liegt Schnee.

Abdrücke von Hirschhufen führen mich hierher — Jetzt mache ich Halt vor aufgescharrtem Laub und Moos, das die Stellen zeigt, wo der Hirsch geäst hat.

Hier stand er gestern abend, als es zu dämmern begann, tief in dem großen Walde, in dem herrlichen Frieden, der ergreifenden Einsamkeit. Er stand und hielt seine Vespermahlzeit, sorglos und allein mitten in der Stille der Natur, während es in den Baumkronen über seinem Kopfe rauschte und rauschte, — ohne eine Ahnung davon, daß ein Auge getrocknet wurde, um desto schärfer zu sehn, daß ein Brustkasten sich ein paarmal hob und senkte, daß zwei Arme ein stockartiges Instrument hielten und Zähne sich zusammenbissen, Energie sich konzentrierte. Arglos stand der Hirsch da, wie man jetzt selber steht — und dann hallte der Schuß.

Das übrige können die Spuren erzählen.

Man sagt: wenn eine Kugel ein Stück Wild trifft, so bleiben stets Haare zurück, wo es stand. Das stimmt.

Hier ist der Schnee wie bestreut damit.

Gleich hast „du“ ein paar lange Sätze getan. An die erinnere ich mich.

Wenigstens fünfzig Meter weit bist du gekommen, da ist das erste Zeichen von einem Tropfen zu sehn.

Wie bleich und schwach er ist, der begehrliche Schnee hat ihn ganz verschlungen!

Wieder ein Sprung und ein neuer Tropfen Schweiß — und dann ein ganzer kleiner Fleck. Nun hast du es nicht mehr verbergen können: du warst geliefert!

Du selber hast den roten Faden gezogen, dem ich folge.

Zuerst sieht es bloß aus, als hätte nur ein Rehrbesen gesprüht — dann hast du über einen lächerlichen Graben hinwegmüssen und hast ihn überfallen: auf der andern Seite ist schon beinahe eine Pflüge von Schweiß.

Du hast dich krank gefühlt und darum das Dickicht aufsuchen wollen. Obwohl ein offener Platz dicht vor dir lag, hast du dich doch dafür entschieden abzubiegen, um dir einen Weg nach



F. Staeger

Junges Blut

Frühling bist Du — alles Wunderbare
Ruht im Wunder Deiner achtzehn Jahre.
Immensang und blauer Lüfte Flut,
Elfenreigen, Mondglanz in den Bäumen,
Duft der Wiesen, schmerzmutsüßes Träumen:
Alles blüht in Deinem jungen Blut . . .

Hans Krailshelmer

links in eine Gruppe von kaum meterhohem Buchengehölz zu bahnen.

Instinktu?

Sawohl.

Ach, aber das Versteck im Gehölz hat nichts geholfen — bei jedem Satz, den du gemacht hast, werden die Flecke röter. Und bald sind sie auch auf den Blättern der jungen Buchen zu sehen; die, die du gefärbt hast, sehen aus wie Blutbuchenblätter.

Noch im Sprunge weiter.

Aber die Geschwindigkeit läßt nach.

Denn hier auf einem kahlen Stück Schnee, wo du, nach den Spuren zu urteilen, vier Sätze gemacht hast — viere, wo du sonst nur eines einzigen Satzes bedurft hättest! — hier vereinigen sich Tropfen und Flecke.

Dann bist du in eine Pflanzung von Eschen hineingestürzt, die so dicht stehn, daß man rings auf den Stämmen die bekannten Kreuze vom Eisen des Försters bemerkt — es gibt also hier noch jemanden außer dir, der aus der Welt soll!

Ah, Rosenknospen waren es, als sie fielen — und schließlich sind sie aufgebrochen und offenbaren einen Flor, den kein noch so gieriger Schnee verdecken kann.

Und nun sehe ich, daß du nicht länger mehr flüchtig warst; nur getrollt bist du: in langer, punktierter Linie Tropfen bei Tropfen.

Zuletzt bist du hin und her getaumelt und hast dich an den Bäumen gerieben — und da, wo es so rot ist, so rot und zertreten von Stiefeln und Pferdehufen, da hast du gelegen.

Aber die Eschen, die schlank und jung dabei stehn und sich mit ihrer dichten Appigkeit zu brüsten scheinen, ohne zu ahnen, was das tiefe Kreuz in der Rinde zu bedeuten hat — die Eschen und ich starren auf das Rot im Schnee und jubeln —

Wir leben ja!

3. Werbung

Schneeweißes Kleid, grünes Barett und rote Strümpfe.

Eine Brandente auf einem Stein! Solo und eingeschlummert.

Während der Himmel blaut und zärtliche kleine Wellen die Seiten der Wacke belecken, die in der Sonne glänzen.

Stolz und verlangend kommt der Hahn durch den Flachsstrand gesegelt.

Er rudert einmal um die Schöne herum — hebt sich vom Wasser und jagt brausend empor:

Der Hals ist wie ein Haken in die Luft gebogen, der Schnabel vorgestreckt, die Flügel sind ausgebreitet, die Schwungfedern schleppen und die Ruder fegen.

Aber die Ente schläft weiter, den Kopf unterm Flügel, auf einem Beine ruhend.

Der Enterich nickt und wiegt sich, schwänzelt und neigt sich — und dann hält er plötzlich inne:

Ihre Gnaden geruhen, sich zu rühren! Träge reckt sie den Hals . . . streckt die Beine und spreizt die Schwimmhaut.

Der Kavalier nähert sich ehrbar.

Da schüttelt sie sich tüchtig, gähnt in die Luft — trippelt vom Stein hinab und schnellst in die See.

Erschlafte Schwingen, hängender Schnabel . . .

Ein Enterich auf einem Stein!

(Deutsch von H. Kiy)

Ein Ehemann

Von Hugo Wolf (Wien)

Er war nun Kassier in der Länderbank und täglich floss ein für bürgerliche Begriffe unendlicher Geldstrom durch seine Hände. Als einem Menschen, der seine Pflichten ernst nimmt und der es aufgibt, nach dem Erreichen einer gewissen Mannesreife sich gegen die Beschränktheit seines Daseins aufzulehnen, kam ihm nie der leiseste Gedanke die Gelder, die ihm anvertraut waren, unrechtmäßig zu verwenden und sich Genüsse zu erobern, die ihm bisher versagt waren. Er blieb Maschine im aufgeregten Getriebe, starrer Mechanismus. Was allein an ideellen Werten sein Leben verschönerte, war sein Heim, die Liebe zu seinem Weibe. Hier fand er einen unerschöpflichen Quell, an dem er alle Anwandlungen aufregender Sehnsucht, alles Weiterhinauswollen im Keim erstickte. Jeder Tag, jede Stunde, die er daheim verbrachte, bot ihm Gelegenheit zu genügsamen Betrachtungen, sinnvollen Tätigkeiten, die, einfach und lautlos, ihn eben durch ihr unaufdringliches Wesen entzückten. Wenn er mit seiner Frau zum Fenster hinausschaute, wenn er am Beginn der langen Winternächte in seinem Lehnstuhl saß und den hingehauchten Melodien zuhörte, die seine Frau aus dem Klavier zauberte, pflegte er sich über diejenigen lustig zu machen, die ins Theater wollten, in die Konzerte. Er küßte seine Frau, streifte über ihre weichen Haare, er kaufte einen blumigen Porzellanteller für das Speisezimmer, er deklamierte ein Gedicht, das in der letzten Sonntagsnummer seiner Zeitung veröffentlicht war: all dies brachte ihm Genuß, alle diese Augenblicke wurden ihm unvergeßlich durch ihre heitere, leidenschaftslose Schönheit. Man mußte ihn deshalb nicht ein romantisches Gemüt nennen, einen Phantasten, der sich an nichtigen Alltätigkeiten ergötze; denn diese Freude am Kleinen war nichts Erkinstetes, sie war ihm na-



Liebesfrühling

„Glaubst Du wirklich, er verehrt mich?“ — „Auffallend! Zu Dir sagt er bereits ‚Pardon‘ statt ‚Hoppla!‘“

Ayuntamiento de Madrid



An der Waterkant

„Deern, tau jefallt mi! Dat Mul wenn ick et mal fri heww, friegste een Kuß!“

turgemäß wie einem andern die Freude am Feurigen oder am Verbrecherischen.

Längst vorüber war die Zeit, da er noch hatte Schauspieler werden wollen, da er in Gesellschaft übermütiger Freunde Nächte durchtobt hatte. Wenn er jetzt mit einem verzeihenden Lächeln daran dachte, kam es ihm so vor, als hätte ihn schon damals der wilde Unfug abgestoßen und als wäre er diesen Ausgelassenheiten nur nachgegangen, um seinen Freunden zu imponieren. Vor allem die Idee, Schauspieler zu werden: wie lächerlich, wie undurchführbar! Eines nur war ihm aus jener Zeit geblieben, das er dankbar anerkannte: das Vergnügen an schönen Versen, überhaupt das Bestreben, seine Umgebung künstlerisch auszugestalten — mit Bildern, Büchern, Vasen, Statuetten. Allerdings war sein Geschmack wenig ausgebildet und konnte sich darum über ein gewisses Mittelmaß nicht erheben.

Im meisten freute ihn, daß sein Weib an den feierlichen Momenten seines Herzens innigen Anteil nahm. Sie konnte sich wohl an einem schönen Schmuck, an einem schönen Kleid begeistern wie ein andres Weib, aber nicht aus Gefallsucht tat sie es, sondern in der bloßen Seligkeit des Geschenkempfangens von einem geliebten Mann.

Gewiß, sie war lebhafter wie er, lustiger, sie war die spielende Welle im ruhigen Verlauf der Dinge. Ach ja, sie war ein Weib und war ein wenig kindisch: sollte er etwa nicht lächeln, wenn sie mitten vom Klavierpiel aufstand, ihn um den Hals faßte und im Zimmer mit ihm herumtanzte? Oder wenn sie erklärte, heute wolle sie nicht kochen, weil der Jahrestag ihrer Hochzeit sei?

Es kam aber ein Winter, in dem die harmlosen Launen der Frau einen Beigeschmack von Troß, Eigensinnigkeit erhielten. Man konnte diese Veränderung schwerlich an einen bestimmten Zeitpunkt knüpfen. Der Kassier leitete sie von einer Krankheit her, die eine kaum aufgeblühte Hoffnung auf Nachkommenschaft unerwartet vernichtet hatte. Tatsächlich legte damals — es war im Frühjahr — seine Frau eine Gereiztheit an den Tag, die es ihr, wie sie versicherte, unmöglich machte, selbst die Gesellschaft ihres Mannes zu ertragen.

Dann war der Sommer gekommen, ihr Gemüt heiterte sich auf, das frühere mildsonnige Wesen schien wieder zurückgekehrt. Nur in ihren Umarmungen tauchte manchmal eine sonderbare Wildheit auf, eine trunkene Eier, die ihren Mann wohl nicht beunruhigte — denn er sah hierin nur ein Zeichen gesteigerter Liebe —, jedoch in hohem Grade bedrückte, weil er fühlte, daß er in diesem Überschwang hinter seiner Frau zurückblieb.

Der folgende Winter nun wurde, obwohl er so mit einem guten Anfang das beste versprochen hatte, allmählich zu einer Zeit der unerträglichsten Streitigkeiten. Es begann mit den kleinen Dingen: sei es, daß die Frau mit einem neuen Paar Schuhe nicht zufrieden war, das sie von ihrem Mann zum Geschenk erhalten hatte, sei es, daß sie ihn ausschalt, weil er durch Jahr und Tag eine Krawatte trug, die völlig unmodern in Form und Farbe war. Bald verlangte sie ins Theater geführt zu werden, um im letzten Augenblick, wenn die Karten gekauft und der Wagen bestellt war, nach dem Arzt zu rufen und zu erklären, sie fühle sich unfähig, auch nur einen Schritt vor die Türe zu setzen. Bald beklagte sie sich ihren Verwandten gegenüber, daß das Arbeiten im Haushalt ihre Gesundheit untergrabe, schickte aber den Diensthofen, den ihr Mann daraufhin gedungen hatte, fort.

Nach Weihnachten verging kaum ein Tag, an dem es nicht zu Wortwechseln, Tränen, Versöhnungen, neuer-

lichen Zornausbrüchen gekommen wäre. Daß diese fieberige Spannung im Seelenzustand der Frau nicht auf Unzufriedenheit zurückzuführen war, bewies dem Kassier die Gleichgültigkeit, mit der sie zu Neujahr die Nachricht empfing, daß er im Gehalt gesteigert worden war: ja, sie höhnte ihn, daß er sich etwas darauf einbilde, und es sei ungerecht zu frohlocken, da es in dieser großen Stadt Hunderte von Familien gebe, die heute nicht wüßten, wovon sie morgen leben sollten.

Es schien geradezu, als hätte sich eine krankhafte Idee in ihr festgesetzt. Vielleicht aber zerbrach sie die würdige Ruhe und Harmonie ihres Ehelebens nur deshalb, weil sie in kindischer Laune Abwechslung wünschte, aufwühlenden Sturm nach gemessenem Adagio. Kurz, es war ein rätselhafter Zustand und dem Kassier machte es kein freudiges Herzklopfen mehr, wenn er nach dem Amt die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg.

Damals aber hatte er eine Begegnung, welche für sein weiteres Leben von einschneidender Bedeutung wurde. Im Haustor trat ihm eines Abends ein junger Mann entgegen, der — aus welchem Grunde, blieb ihm ewig unklar — sofort seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Vor allem war der junge Mann streng nach der letzten Mode gekleidet, trug schmale Lackschuhe mit grauem Oberleder, eine gelbseidene Krawatte, in der eine glitzernde Nadel steckte, und einen mattschwarzen Zylinder. Sein bartloses Gesicht war schmal und edel, dunkle Augen brannten unter einer starken Stirne, sein Gang hatte Schwung und Rhythmus ... Dies alles erfaßte der Kassier in der einen Minute, da ihm der Fremde entgegenkam, vorüberstriefe und im Gewirr der Straße untertauchte. Der Kassier lächelte. Er fühlte Bewunderung für den Unbekannten, eine warme Freude, daß es solche von Natur aus mit Vornehmheit erfüllte Wesen gab, und statt sich wie sonst zu beunruhigen in Vorahnung der Zwistigkeiten, die ihn oben, in seiner Wohnung, erwarteten, hatte er jetzt eine Gelassenheit in sich, eine Ausgeglichenheit aller Gegensätze: ja, Vornehmheit war der Begriff, der ihn plötzlich gefangen nahm und bezauberte.

Wie eine Offenbarung erschien ihm die Begegnung mit dem Fremden. Nun wußte er auch, welche Haltung er seiner Frau gegenüber einzunehmen, wie er ihren Troß niederzukämpfen hatte:

durch vornehme Güte, Milde, Nachgiebigkeit. Als er dieses Mal ins schwacherleuchtete Zimmer trat, als er die Hand seiner Frau nahm und küßte, war ein solcher Glanz um seine Stirne, eine solche Heiterkeit in seinen Zügen, daß seine Frau ihn fragte, welches Glück ihm denn zugefallen sei. Er aber war still, lächelte in sich hinein und küßte nur immerfort ihre Hand. —

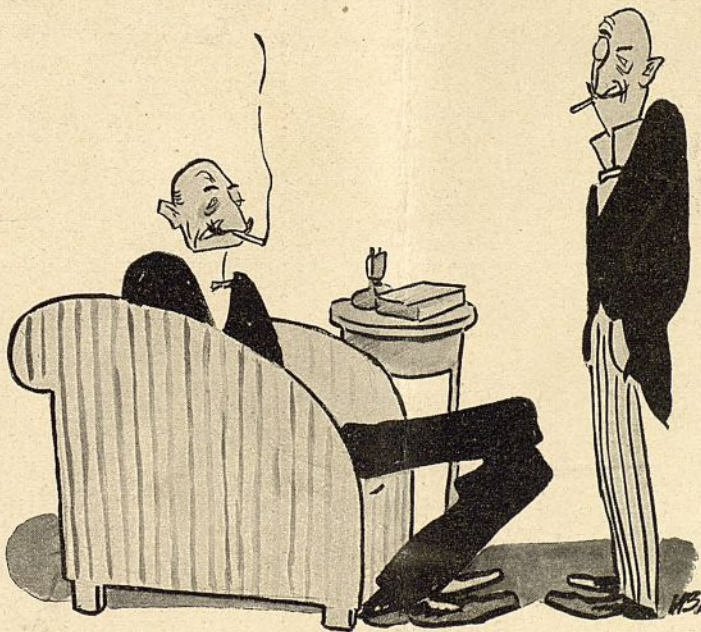
Er kaufte sich Lackschuhe mit grauem Oberleder, einen modernen Anzug, eine moderne Krawatte: durch die Eleganz seines Auftretens sollte die Harmonie mit seinem Innern hergestellt werden; das Feine, Zuverlässige, Liebenswürdige, das sich fortan in seinem Benehmen geltend machte, sollte auch aus seiner Erscheinung beim ersten Anblick hervorleuchten. Nicht gezwungen ergab sich diese Veränderung, sondern wie von selbst, als wäre er nie anders gewesen. Ja, wenn er sich zurück erinnerte, so waren doch schon in der würdevollen Mäßigung, die er bei den wüßten Schwärmereien seiner ehemaligen Freunde an den Tag gelegt hatte, und in den Schauspielerträumen seiner Jugend die Reime zu seinem jetzigen Verhalten gegeben.

Denn der Schauspieler, der große Schauspieler erschien ihm als die Verkörperung der Vornehmheit: hier war die edle und doch mächtige Geste zu finden, hier die klingende, Gehör sich verschaffende Rede. War nicht auch der junge Mann, der ihm an jenem Abend im Haustor begegnet war, ein Schauspieler gewesen? Er dachte oft an den Unbekannten, stellte sich seinen Gang vor, sein Gesicht: es war ihm stets ein neuer Anlaß zur Begeisterung ... Er hatte Sehnsucht, ihn wieder zu sehen. Wenn er auf der Straße ging, forschte er in alle die vorüberstehenden Gesichter, oder er setzte sich in ein Kaffeehaus (— was er früher nie getan hatte —) und beobachtete die Menge der Kommenden und Gehenden. Er wollte ja nur wieder Freude haben an dem Anblick des unbekannten jungen Mannes, des unerforschlichen, wollte ihm nur zeigen: „Sieh, nun bin ich geworden wie du!“

Anscheinend wurde seine Frau ruhiger und verträglicher, seitdem er ihren Launen nicht mehr Widerspruch entgegensetzte. Scheinbar gefiel ihr auch die Änderung in seinem Äußern, denn manchmal überraschte er sie, wie sie einen erstaunten, beinahe zufriedenen Blick auf ihn ruhen ließ. Er erzählte ihr von den Kaffeehäusern, die er besuchte,

und lud sie ein, ihn zu begleiten. Sie schlug es ihm ab. Trotzdem ließ er sich von dem einmal gewählten Weg nicht abbringen, denn er fand Gefallen daran, fühlte sich wohl und heimlich in den neuen Zirkeln, in die er sich allmählich hineinlebte. Es konnte ja nicht fehlen, daß er da und dort sich Freunden, Gesellschaften angeschlossen, die, wenn auch nicht mit den gleichen Absichten wie er, das Kaffeehaus, das Theater, das Vergnügen und das Lachen liebten. Ach ja, es war ganz richtig, daß er nicht mehr seine Wohnung, diese paar Zimmer mit den engen vier Wänden als das heiligste und wertvollste seines Daseins empfand. Wer konnte ihm einen Vorwurf machen, wenn er — mit Maß, mit kluger Beschränkung — die große Welt genoß, um einen Schimmer ihrer weiten Horizonte nach Hause zu tragen, um mit ihrem grandiosen Inhalt seine Persönlichkeit zu erfüllen und ihn weiter an alles Lebende abzugeben, das mit ihm in Berührung trat? Und niemand konnte behaupten, daß er sein Heim floh, daß er etwa nur darum die laute Gesellschaft suchte, um den Streitigkeiten mit seiner Frau zu entgehen, die ihn belästigte; im Gegenteil, ganz im Gegenteil ...

Ah, der Unbekannte von jenem Abend, der interessante Fremde mit



Exclusiv

H. Bing

„Volk's Stimme ist Gottes Stimme, Herr Graf!“ — „Eben, eben, wir sollten uns garnicht so Kollegial mit ihm stellen!“



Wochermittwoch-Gedanken Karl Arnold
„Nun habe ich nur noch einen Wunsch: Mein Mann ist gewiß keine Schönheit und doch möchte ich, wenn wir im Herbst wieder taufen, daß ihm Bubi recht ähnlich sähe!“

den dunkeln Augen, wo war er zu finden? Der Kassier fühlte sich ihm täglich näher, er spürte gleichsam in seinen Adern und Nerven, wie er langsam mit dem Fremden in eines verschmolz. Wenn er intensiv an ihn dachte, sich vorstellte, in welcher Weise, nach welchen Gesetzen sich wohl der Unbekannte sein Leben zurechtschnitt, und zugleich den festen Voratz faßte: „So mußt du es auch machen!“ dann konnte ein süßer Schauer ihm den Rücken hinabrinnen, dann bebte er freudig vor dieser letzten Vision: „Er ist ich selbst — er war damals nur ein Traum, ein Fingerzeig!“ —

Doch in einer lauwarmer Nacht, die den Einzug des Frühlings brachte, wurde wieder alles anders. Er war von zwei Freunden, mit denen er sich für den Abend verabredet hatte, im Stich gelassen worden und begab sich allein in eines der vielen Tanzlokale der Stadt. Er bestellte Champagner, er ließ die einschnelnden Melodien der Musik in seinen Körper fließen, er lächelte den Tänzern zu. Plötzlich fiel ihm die Frage ein, welche einer der Direktoren vormittags an ihn gerichtet hatte: ob er nicht Gehaltsaufbesserung wünsche, man wisse seine Kraft zu schätzen... Er hatte darauf verlegen gelächelt: er sei zufrieden mit seinem Einkommen, aber wenn natürlich die Direktion meine... Jetzt, mitten im Lichterglanz, während er ein Glas des kühlen Getränks hinunterstürzte, fühlte er sich bis in die Lippen erblaffen. Wie kam der Direktor dazu, ihn zu fragen, ohne daß er je einen Wunsch geäußert hatte? Wie konnte er — ah, wie konnte er ihn doch nur so gemein verdächtigen? Wenn man auch in der Direktion erfahren hatte, daß er ein umfassenderes, inhaltsreicherer Leben begonnen hatte, durfte man nie mutmaßen, daß er — o, welch ein entsetzlicher Gedanke! — die Gelder angreifen könnte, die ihm anvertraut waren. Er schloß die Augen. Die Bewegungen der Tanzenden erschienen ihm verzerrt, die Musik grell und höhnisch. Ah, der Fremde, der Unbekannte, wäre er nicht auch der Verlockung widerstanden? Oder hätte er, weniger zaghaft, sich einen Reichtum angeeignet, der ihm allzuleicht in den Schoß fiel, um dann in einer fernen Welt, etwa in Amerika, sich ein herrliches Dasein aufzubauen — mit Palais, Automobil, Rennstall, Dienerschaft? Der Kassier fühlte, daß es wohl eine Steigerung des Lebens gab, die er noch nicht kannte, daß aber auch hier ein Abschluß war für ihn, ein Abgrund... Er zahlte und eilte fort in die Nacht. Was war nun dieser ganze Aufschwung für ihn gewesen, wenn er plötzlich an ein Hindernis stieß, über das er nicht hinwegkam? Oder war alles nur Komödie gewesen, die er sich selbst vorspielte, all die Heiterkeit, Güte und Lebensfreude mitsamt ihrer vornehmen Geste nur ein Umweg, um die Gegenwart seiner Frau zu vermeiden? Nein, nein: er liebte seine Frau. Höchstens hatte er sein Ziel zu weit genommen, blieb die Vision vom vornehmen Menschen nur ein Phantasiegebilde. Er war eben nicht fähig, ein Leben zu führen, wie es ihm manchmal in Stunden der Begeisterung vorgeschwebt hatte, sorgenlos, skrupellos, mit der prachtvollen Geberde eines Menschen, der sich die Welt erobert. Höchstens blieb jener Fremde, der ihm einst wie zur Erleuchtung im Haustor entgegengetreten war, eine unerfüllbare Sehnsucht, ein Ideal... Von Zweifeln durchwühlt, eilte er nach seiner Wohnung. Er tastete sich die Treppe empor, leise, auf den Zehenspitzen schlich er in das Schlafzimmer.

Er machte Licht, er sah seine Frau im Bette mit weitoffenen Augen ihm entgegenstarren. Er beugte sich über sie, Angst schnürte ihm den Atem ein. „Was hast du?“ fragte er verwirrt. Sie sagte ihm stammelnd, daß ihr Leib fruchtbar geworden sei. Um seinen Mund zuckte es, er schwieg. Aber als er das Licht ausgelöscht hatte, kniete er vor seinem Weibe nieder und weinte. —

Als dann der Sohn geboren war, geschah es auf ganz natürliche Weise, durch die gemeinsame Sorge um die Erziehung, um das Wohlverhalten des Kindes, daß sich die beiden Gatten, deren Ehebund wie durch einen rätselhaften Riß zerstört schien, wieder zueinander fanden. Die Frau wurde sanft und ergeben, der Kassier sagte sich von seinen Freunden und Gesellschaften los und ging völlig auf in der Liebe zu seiner Familie und in der strengsten Pflächterfüllung im Amt.

* * *

Die Frau war gestorben, der Kassier längst in Pension gegangen.

Eines Tages besuchte ihn sein Sohn, der bereits verheiratet war und eine Anstellung bei der Gemeinde hatte. Er schien in besonderer Aufregung. Endlich zog er ein Paket Briefe aus der Tasche und legte es seinem Vater hin: Briefe, welche er in einem verborgenen Fach einer Kassette, die einst im Gebrauch seiner Mutter stand, durch Zufall entdeckt hatte, Briefe, welche an seine Mutter von einem fremden Mann geschrieben waren und in Liebe glühten, Briefe, die bewiesen, daß die Tote wohl nicht ganz die Verehrung verdiente, die man ihr entgegenbrachte. Des Sohnes Lippen zuckten vor Erregung, er war geradezu entsetzt über den Fund, den er gemacht hatte. Der Kassier hörte ihn ruhig an, kein Muskel rührte sich in seinem alten Gesicht. Er nahm die Briefe, sagte, er werde sie lesen bei Gelegenheit, und schickte den Sohn fort.

Den ganzen Nachmittag verbrachte er mit dem Durchlesen der Briefe. Von Zusammenkünften war die Rede, von Gärten, Restaurants, Kirchen sogar, in denen man sich getroffen hatte, von einem

Abend, an dem die Verstorbene in ihrer eigenen Wohnung, in ihres Mannes Wohnung besucht worden war, von heißen Umarmungen war die Rede, von Beteuerungen und einem Abschied für immer. Der Kassier hatte Konkretes gewünscht, Angaben, aus denen er schließen konnte, wie derjenige aussah, der seine Ehe gestört hatte, wie und wo er lebte. Aus einem der Briefe ging hervor, daß er an die Oper hätte engagiert werden sollen, daß er aber ein besseres Angebot fürs Ausland erhalten hatte. Nicht einmal ein Datum war irgendwo angemerkt.

Ah, vielleicht war es zu jener Zeit gewesen, als er plötzlich den Entschluß faßte, sich aus seinen engen Verhältnissen in ein reicheres Dasein emporzuarbeiten — ah, er erinnerte sich noch ganz gut — der junge Mann, der im Haustor ihm entgegengetreten war — der junge Mann, welcher — selbstverständlich! — welcher seine Frau geliebt, besucht, verführt hatte. Und damals, ja, damals war doch seine Frau so unverträglich gewesen, wahrscheinlich infolge des bösen Gewissens; erst als sie sah, daß auch er sich von ihr entfernte und seine eigenen Wege ging (so dachte wohl sie —), da wurde sie zufriedener, da fühlte sie das eheliche Gleichgewicht hergestellt. Wunderbar, wunderbar! Da hielt er nun die Briefe — nein er warf sie in den Ofen und sie verbrannten und nun war alles wieder ausgelöscht, vermodert, verloren. —

Als er abends bei seinem Sohne speiste, zog ihn die Schwiegertochter beiseite und schalt auf ihren Mann, daß er überhaupt die Briefe hergezeigt hatte.

Er fragte: „Du glaubst, daß sie mich betrogen hat?“

Und er fuhr fort, während sich seine Wangen röteten: „Du irrst dich, wenn du das glaubst. Das Gegenteil ist richtig. Nie hat sie mich mehr geliebt, als zur Zeit, da sie diese Briefe erhielt. Denn damals hat sie mich erkannt, damals ist sie von Gott erleuchtet gewesen und hat mir ganz auf den Grund geschaut —.“

auch ihr Ideal. Und damals hat sie das Ideal geliebt, versteht ihr? Aber ihr versteht mich nicht und darum wollen wir nicht mehr davon sprechen.“

Und seine Augen leuchteten in einem zitternden Glanz und seine Haltung und abschließende Gebärde war die eines Fürsten, der zu seinem Volke redet.